

Betrieb gesetzt worden ist. Das Schleusenhaus auf der Schanze steht noch und war 1945/46 zum Krankenhaus für Deutsche eingerichtet. Späterhin wurden in dem unter Aufsicht einer russischen Ärztin stehenden russischen Zivilkrankenhaus im Schloß Ripkeim (Landesbauernschule) in einem einzigen großen Zimmer deutsche Männer, Frauen und Kinder untergebracht und von einer alten deutschen Gemeindegemeinschaft betreut. Russische Schwestern waren auch da.

Auch der Pregeldamm hat Schäden erlitten, und so kam es wieder wie in früheren Jahren zu Überschwemmungen auf der Schanze bis zur Stadtschule hin. Die städtische Turnhalle ist total zerstört. Nur der Wasserturm steht noch als Wahrzeichen von Wehlau, wenn er auch nicht mehr in Betrieb ist. Die Kanalisation ist völlig zerstört, und auch das Gaswerk sowie der Schlachthof existieren nicht mehr.

Die Stadt Tapiaw, jetzt Kreisstadt und von den Russen in Gwardieisk umbenannt, hat nicht so gelitten wie Wehlau. Rund 80 bis 85 Prozent der Stadt ist unversehrt geblieben.

Allenburg dagegen soll zum großen Teil zerstört sein. In den Kirchen der ländlichen Gemeinden hat man, soweit diese nicht zerstört sind, Magazine, Kinos und Clubs eingerichtet. (Petersdorfer Kirche jetzt Magazin, Damerauer Kirche jetzt Club.)"

Es ist unverständlich, weshalb Wehlau nach der Besetzung von den Sowjets niedergebrannt worden ist. Letzten Endes schadeten sie dadurch auch sich selbst, da sie ja die Stadt behielten.

„Uns Koch ward uns all helpe!“ hatte ein rotes Spruchband verkündet, das — wohl auf Anordnung des „linientreuen“ Kreisleiters Wagner im Jahre 1935 quer über die Reichsstraße 1 in der Höhe von Wehlau gespannt worden war. Anfang April 1945 traf eine auf der Flucht nur bis Königsberg gekommene Wehlauerin Kreisleiter Wagner und fragte ihn, ob noch Hoffnung bestünde, wieder heimzukommen. Er erklärte, daß sie zur Ernte wieder zurück wären. Wagner, der dann bei der Verteidigung Königsbergs gefallen ist, hat recht behalten, aber in einem ganz anderen Sinne, als er es gemeint hatte. Die Rückkehr erfolgte dann unter Begleitumständen, die noch viel grauenvoller waren als vorher die Flucht.

Familien wurden auseinandergerissen, Frauen von ihren Männern und Kindern getrennt. Dann trieb man sie auf Fußmärschen bis zu 30 Kilometern am Tage in Richtung Wehlau. Plünderungen „bis aufs Hemd“, Vergewaltigungen, Ermordungen, Verschleppungen kennzeichnen ihren Leidensweg. Andere mußten nach der Kapitulation der Stadt Königsberg am 9. April dort zunächst Tote bergen und begraben, Trümmer räumen usw. und wurden dann ins Samland geschafft. Schwere Feldarbeit von Sonnenaufgang bis zur Nacht. Verpflegung „eine Scheibe schwarzes Brot, zwei Becher Tee, mittags eine Wassersuppe, in der hin und wieder ein Kohlblatt schwamm.“ Zu Beginn der Getreideernte kamen sie von

einer Kolchose zur anderen, bis sie schließlich in ihrer Heimatstadt Wehlau eintrafen.

Die wenigen, überwiegend von Frauen verfaßten Berichte über die Erlebnisse in der Folgezeit stimmen in den charakteristischen Merkmalen überein: großer Hunger, Ausbeutung der nur noch geringen Arbeitskraft, Typhus und andere schwere Krankheiten, allgemeine Verelendung, die bei sehr vielen zum Tode führte, der schließlich sogar als „Erlösung von diesem Übel“ herbeigesehnt worden ist. Auf die Wiedergabe von Einzelberichten wird verzichtet, Zusammengehöriges miteinander verbunden und besonders Bemerkenswertes auszugsweise zitiert.

Der sowjetische Stadtkommandant setzte als deutschen Bürgermeister „einen Erzkommunisten namens Eduard Leppert ein, der aus dem Kreise Tilsit-Ragnit zu stammen behauptete. Besonders die älteren Bürger Wehlaus hatten unter ihm zu leiden, und manch einen hat er auf dem Gewissen. Den Namen dieses Schweinehundes werde ich bis an mein Lebensende nicht vergessen“, wurde berichtet.

„Später konnten wir auf dem alten Marktplatz einen Basar erleben. Dort wurden von russischen Frauen aus der Umgebung Produkte und mal ein wenig Glumse feilgehalten. Ein Brot kostete 100 Rubel, ein Ei 6 Rubel, ein Becher Hafermehl 4 Rubel. Ein Lächeln konnte ich trotz des Elends nicht unterlassen, als ich beobachtete, wie Butter in Nachtgeschirren angeboten wurde. Die Frau des Bürgermeisters verkaufte Pelze, die aus dem ehemaligen Pelzgeschäft Pohlke stammten, und sonstige aus Kellern und Ruinen geborgene Textilien. Aber wir konnten nichts kaufen. Geld hatten wir nicht.“

Das Leben der Wehlauer war einem ständigen Wechsel unterworfen. In den Rückerinnerungsberichten fehlen — das ist verständlich — im allgemeinen Datierungen für diese Elendsjahre. Daher ist meistens nicht ersichtlich, auf welche Zeit sich die eine oder andere Aussage bezieht. Das gilt auch für die Unterbringung in der Trümmerstadt. So heißt es in einem Bericht: „In den Ruinen wohnten wir Deutschen“, in einem anderen ist von einem „Lager“ im erhalten gebliebenen Hause des Drechslermeisters Karl Bongor in der Kleinen Vorstadt die Rede: „Dort traf ich Kaufmann Belgard, der dort verstarb und auf der Bleiche vergraben wurde, ferner die Hebamme Marquart und Frl. Neumann von der Post.“ Nach einem dritten Bericht war das ehemalige Krankenhaus Richtung Glumsberg (Parkstraße) Lager für zusammengetriebene Deutsche. „Hier wurden die noch verbliebenen Deutschen eingepfercht bis zu 10 Personen je Raum.“ Diesmal findet sich eine Zeitangabe über die Aufenthaltszeit dieser Frau in diesem Lager: „Vom 22. September 1946 bis 22. August 1948.“ Man kann vermuten, daß eine solche Zusammenfassung die Heranholung der Deutschen zum Arbeitseinsatz erleichtern sollte.

Über den oft wechselnden Arbeitseinsatz wird verschiedenes berichtet: „Wir mußten Schutt beseitigen, natürlich mit den Händen, wurden unter ständiger Bewachung auf den umliegenden Dörfern (Kolchosen,

Sowchosen) zu Erntearbeiten eingesetzt. Kartoffeln wurden mit den Händen ausgewühlt.“ Andere Arbeitsplätze: Gärtnerei Prawitz, dann Pinnauer Mühle (dafür gab es einen Beutel Mehl), im Fußmarsch zur Arbeit auf die Kolchose Parnehenen. Frauen mußten einmal an der Pinnau „Ziegel für den Aufbau angeblich der Stadt Moskau auf Lastkähne verladen“. Frauen verrichteten Aufräumarbeiten in Sanditten, wo im Schloß ein Lager für gefangene deutsche Soldaten eingerichtet war, dann Arbeiten in der Landwirtschaft auf der Kolchose Gr.-Weißeensee, dann wieder auf der Kolchose Parnehenen (nach Fußmarsch). „Nach vielem Wechsel der Arbeitsstellen kamen meine Schwester und ich wieder nach Wehlau, wo wir in russischen Haushalten und vom Oktober 1946 bis August 1947 im Krankenhaus Schloß Ripkeim schwer arbeiten mußten. Hier sind in dieser Zeit fast jeden Tag Deutsche an Hungertyphus gestorben, oder sie fielen auf der Straße hin und waren tot. Denn wer nicht arbeitete, verdiente nichts und konnte nicht leben bleiben.“ Damals war schon ein gewisser Barlohn eingeführt, aber zu Einkäufen auf dem Basar reichte er keinesfalls aus.

Die wichtige Frage, wie die Lebensmittelversorgung vor sich ging, kann auf Grund der Berichte nicht beantwortet werden. Vor dem Kriege konnte der Kreis Wehlau doppelt so viel Menschen ernähren, als er Bewohner zählte. Nach der Besetzung durch die Sowjets hielt der Hungertod grausame Ernte. Ein Zeitdokument ist der am 19. Februar 1947 aus dem Krankenhaus Wehlau geschriebene Brief einer dort untergebrachten Frau, in dem u. a. zu lesen ist: „Liebste Kinder und Kindeskind! Dieses wird wohl der letzte Brief sein, hoffentlich kriegt Ihr ihn. Ich hoffte immer noch, Euch zu sehen. Jetzt muß ich die Hoffnung begraben, denn ich fühle mein Ende nahen. Hätte mir jemand gesagt, ich werde mal Hungers sterben, was hätte ich dem wohl gesagt, und nun ist es doch so. Bibel und Gesangbuch haben wir vom Dunghaufen aufgelesen. Wir kleiden uns mit Flickern aus dem Straßengraben, jetzt sind keine mehr zu finden. Liebe Kinder, denkt nicht an Eure Heimat, vielleicht nach Jahren, wenn's mal anders wird.“

An eine schon im Januar 1945 geflüchtete Wehlauerin schrieb ihre in Wehlau zurückgebliebene Freundin am 20. Januar 1949 aus der DDR u. a.: „Ich könnte Ihnen eine Todesliste aufstellen nur von Wehlauern, daß Sie staunen würden, aber leider so viel Papier besitzen wir nicht.“ Aber aus der damals noch frischen Erinnerung zählte sie rd. 30 Namen auf „und andere mehr“.

Den Wehlauern war das „Organisieren“ von irgend etwas Eßbarem bei Strafe verboten. Trotzdem wurde es immer wieder versucht. „Meine Schwester“, heißt es in einem Bericht, „wollte eines Tages in unserem jenseits der Schanze liegenden Garten nach Eßbarem suchen. Der hohe Bretterzaun um den Garten war abgerissen und vermutlich als Brennholz verbrannt, die Obstbäume waren abgesägt. Sie konnte einige Kartoffeln finden und versteckte sie in ihrer Bluse. Als wir abends bei der

Kontrolle in üblicher Weise abgeführt wurden, entdeckte man die Kartoffeln und nahm sie ihr weg. Zur Bestrafung wurde meine Schwester in einen voll Wasser gelaufenen Keller gesperrt, wo sie die Nacht über bleiben mußte.“

Die Bestattung der Toten erfolgte ohne jegliche Trauerfeierlichkeit: Angehörige oder Bekannte „vergruben sie auf der Bleiche.“ Wahrscheinlich war sie als Begräbnisplatz bestimmt worden. Andernfalls hätten die Beerdigungen auf dem Neuen Friedhof stattfinden können. „Einmal“, so erinnerte sich eine Wehlauerin, „suchten wir die Gräber unserer Eltern auf dem Alten Friedhof auf. Dort hatten die Russen die schweren Platten von den Grüften gehoben in der Hoffnung, dort noch lohnende Beute zu finden. Die neben dem Wege stehenden Grabmonumente waren aufgebrochen, die Zinksärge umgestürzt oder herausgeschleppt. Es war grauenhaft.“

Einigen Wehlauern glückte es, dem katastrophalen Zustand in Wehlau zu entkommen. Im Bericht einer Wehlauerin wird das knapp geschildert: „Es gelang mir, mit meiner Familie in der Nacht auszureißen und uns nach Königsberg durchzuschlagen. Dort waren die Arbeitsbedingungen günstiger. Ich habe in der Zellstoff-Fabrik in Nachtschichten Kohle geschippt. Zwei Tage vor meiner Ausreise erwischte mich noch die Malaria, so daß ich mit letzter Kraft den rettenden Westen erreichte. Mein Vater ist in Königsberg an Hungertyphus gestorben.“ Erheblicher Mut gehörte auch zu den um 1946/47 „modern“ gewordenen, wenigstens zeitweiligen „Absetzbewegungen“ nach Litauen. „Von Deutschen holten wir uns am Wehlauer Bahnhof Tips für die Litauen-Reisen und wagten danach den Sprung auf den fahrenden Zug. Zwischen den Puffern oder auf dem Dach liegend, befand man sich in Lebensgefahr. Die Razzien in Insterburg waren gefürchtet, aber wir überstanden alles und sprangen auf der Station vor Kaunas ab. Das Land schien uns wie verzaubert. Ärmliche, aber saubere Holzbauernhäuser, Kruzifixe an den Wegen. Blumen in den Gärten, Menschen, die einen nicht argwöhnisch aufs Korn nahmen. Wir trennten uns, um einzeln nach Beschäftigung zu suchen. Etwa drei Kilometer von der Bahnstrecke fragte ich nach Arbeit und wurde sogleich als Hilfskraft angenommen. Die Leute waren aufrichtig nett, der Dienst war mir nicht fremd, das Essen unglaublich gut. Ich schlief in duftendem Heu. Um nach meiner Mutter zu sehen, kehrte ich nach 14 Tagen, beschenkt mit etwas Geld und Lebensmitteln, nach dem Versprechen wiederzukommen, in derselben Weise wie auf der Hinfahrt zurück. Im Sommer 1947 fand ich mich wieder bei meinen Bauersleuten ein und konnte bei der Ernte helfen.“ Andere Wehlauer blieben länger dort und kehrten erst später zurück.

Die schon früher begonnene Umsiedlung von Zivilrussen mit Familien nach Ostpreußen wurde im Frühjahr 1948 intensiviert. Überwiegend um den 22. August herum begann man mit der Zwangsevakuierung der Wehlauer. Sie wurden auf sowjetischen Lastkraftwagen nach Tapiro

und von dort mit der Eisenbahn nach Königsberg gebracht. Dort fanden Kontrolle, Durchsuchung, Entlausung („Pulver in die Halsausschnitte vorn und hinten“) statt. Nach diesen Prozeduren verlud man die Menschen in Viehwagen der Eisenbahn zum Abtransport aus der trotz allem Schweren geliebten ostpreußischen Heimat.

Einen ausführlichen, bemerkenswerten Bericht gab Heinz Kroll: „In der Nacht vom 20. zum 21. August 1948 gegen 2 Uhr erhielt jeder seinen Lohn bis zum 20. August und einen Propusk — Ausreisegenehmigung — in der Kommandantur. Gegen 4 Uhr morgens wurden wir auf Lkw geladen und zum Bahnhof Tapiau gebracht. Nach Überprüfung unserer Papiere, es war ein Sonntag, fuhren wir 17 Uhr ab und trafen 18.30 Uhr in Königsberg ein. Etwa 2300 bis 2500 Deutsche waren dort beisammen. Wir sollten uns für sieben Tage mit Verpflegung eindecken. Am Montag, 22. 8. 1948, war eine oberflächliche Untersuchung. Gepäck wurde nach schriftlichen Sachen untersucht, Briefe, Notizbücher mußten abgegeben werden, ebenso Wertsachen. Viele mußten sich bis aufs Hemd auskleiden. Ich hatte Urkunden in der Prothese versteckt, diese wurden nicht gefunden. In geschlossenen Viehwagen wurden wir zu 50 bis 70 Personen untergebracht. Die Waggonführer (Deutsche) wurden um 22 Uhr vom russischen Dolmetscher zusammengerufen. Ein russischer Offizier erklärte in der Bahnhofskommandantur, wie gut wir es doch unter den Russen in Ostpreußen gehabt hätten und daß alles, was uns genommen wurde, wir eben „freiwillig“ als Dank für die Befreiung dem russischen Staat abgeliefert hätten! Dieses mußten wir auf einem uns vorgelegten Schreiben durch Unterschrift bestätigen. Dann fand noch eine Kontrolle in den Wagen statt, die nun verplombt wurden. An jedem Ende des Wagens postierte sich ein mit aufgepflanztem Seitengewehr bewaffneter Russe, und nachts gegen 24 Uhr setzte sich der Zug endlich in Bewegung. Bis Korschen, der ersten polnischen Station, blieben die Wagen geschlossen. Dort wurde geöffnet, und die Russen verließen uns. Am 28. 8. 1948 landeten wir in Pasewalk. Dort gab's Kaffee und Suppe für die Kinder. Sonntag, den 29. 8. 1948, trafen wir in Storkow, Kreis Beeskow, ein. Die Hälfte des Transportes kam nach Kückensee, die andere nach Falkensee, einem ehemaligen Konzentrationslager bei Berlin. Im Lager waren die Verhältnisse leidlich, mit der Verpflegung konnte man zufrieden sein. Ich wurde als Barackenältester gewählt, hatte 300 Personen zu betreuen. Die Quarantänezeit dauerte bis zum 11. 9. 1948.“

Es gab aber auch andere bemerkenswerte Schicksale. Die zwei vorher erwähnten Schwestern waren nach ihrer Tätigkeit im Ripkeimer Krankenhaus ebenfalls nach Litauen gelangt und dort geblieben. Als sie davon hörten, daß die Russen Transporte von Deutschen nach dem Reich schickten, kehrten beide nach Ostpreußen zurück und fanden Unterkunft in einem Kirchdorf in der Nähe von Tilsit. „Ein katholischer Geistlicher half allen Deutschen, die zu ihm kamen und Hilfe erbateten. Für diese Hilfe

wurde er auf zehn Jahre nach Sibirien verbannt. Im Herbst 1950 nahmen die Russen Registrierungen der Deutschen vor. Aber erst vom 6. bis 9. Mai 1951 wurden wir in Pogezen gesammelt und am 9. Mai vormittags in einen Güterzug verladen, der am 10. Mai nachmittags nach Insterburg abfuhr. Dort trafen wir abends ein und erhielten von den Russen eine Suppe. Am nächsten Morgen, also am 11. Mai, durften wir endlich den deutschen D-Zug besteigen, der schon am Vorabend aus Berlin gekommen war. Deutsche Ärzte, Schwestern usw. begrüßten uns. Am Nachmittag ging's ab, und am Pfingstsonntag, dem 13. Mai, trafen wir im Lager Fürstenwalde (Spree) ein. Von dort wurden wir am 27. Juni 1951 entlassen und fuhren nach dem Lager Friedland (Leine). Mögen wir doch noch den Tag erleben, an dem es zurück zur Heimat geht, doch dieses bestimmt Gott allein.“

Als ein konkretes Beispiel für Verschleppungen durch die Sowjets soll hier der Bericht der alteingesessenen Wehlauerin Anna Steinicke Platz finden: „Schließlich wurden wir — Männer und Frauen — von Wehlau nach Rußland verschleppt. In primitiven Baracken wurden wir untergebracht. Die Verpflegung war denkbar schlecht, der Hunger groß. Abfälle, verfaulte Kartoffeln und irgend nur eßbare Dinge mußten über den Hunger helfen. Mit der Zeit erhielten wir die Erlaubnis zu schreiben, aber unsere Briefe erreichten nie das Ziel. Einer Frau gelang es einmal, Post aus dem Lager zu schmuggeln. Dadurch erfuhren auch meine Angehörigen, wo wir waren. Jüngere Männer versuchten zu fliehen. Wir sparten uns die geringen Brotzuteilungen vom Munde ab, um ihnen die Flucht zu ermöglichen. Krank wurden wir alle. Viele starben vor Schwäche. Nach sechs Jahren sollte uns die Freiheit winken. Unter scharfer Bewachung wurden wir nach Fürstenwalde (Spree) gebracht. Wieder umschloß uns ein hoher Drahtzaun. Jeder Schritt, selbst in der Nacht zu den Latrinen, wurde überwacht. Wer in dem russisch besetzten Deutschland bleiben wollte, wurde freigelassen, halbwegs mit guter Kleidung und gutem Schuhzeug versehen. Uns, die in den Westen wollten, behielt man zwangsweise, unter Unterschlagung der Zuzugsgenehmigung, zurück. Erst als es mir gelang, Briefe an das schwedische und Deutsche Rote Kreuz zivilen Personen außerhalb des Lagers zu übergeben, konnte mir mein in der Nähe von Verden lebender Bruder eine Zuzugsgenehmigung beschaffen, und unsere sechseinhalbjährige Gefangenschaft ging zu Ende. Geblieben ist die in der Gefangenschaft zugezogene schwere Erkrankung, die noch heute eine ärztliche Behandlung notwendig macht.“

„Aus Wehlau wäre noch etwas Vortreffliches zu machen“, soll — wie im 2. Abschnitt dieser Darstellung erwähnt ist — seinerzeit Herzog Albrecht geäußert haben . . .

Die früheren Wehlauer, die heute „in der Zerstreuung“ leben, werden das Bild ihrer einstmals blühenden Heimatstadt nicht vergessen können,

vielleicht in Erinnerung an die Worte der in Bad Nenndorf verstorbenen Königsberger Dichterin Agnes Miegel in einem ihrer Briefe:

„Zu tief, zu unauslöschlich lebt
in mir die Trauer um meine verlorene Heimat,
als daß ich um sie klagen könnte.“

Hinweis auf Quellen:

Die vorliegende Darstellung ist ein jetzt überarbeiteter Auszug aus meiner s. Zt. im Auftrage der Stadtverwaltung verfaßten „Geschichte der Stadt Wehlau“, Selbstverlag der Stadt 1936. Das umfangreiche, vorwiegend handschriftliche Quellenmaterial aus den Archiven in Wehlau, Königsberg und Berlin ist dort im Anhang S. 190—203 zusammengestellt. Meine Vorarbeiten waren

1. „Geschichte der Deutschordensschule zu Wehlau Teil I (1339-1739), Karla, Wehlau 1930,
2. „Die Abiturienten der Stadtschule zu Wehlau von 1740-1810“, Altpreußische Geschlechterkunde 5, 1931.

Die „Geschichte der Stadt Wehlau“ umfaßte den Zeitraum bis etwa 1930/31. Für die Folgezeit habe ich als Unterlagen eine große Zahl von Manuskripten verwendet. Ein Teil davon war schon Ende der fünfziger Jahre von Oberregierungs- und Baurat Kurt Dieckert und Kreisbürodirektor August Strehlau (beide inzwischen verstorben) gesammelt worden. Andere sind mir nach Aufrufen im „Ostpreußenblatt“ und auf Grund meiner persönlichen Anschreiben bis 1970 zugegangen. Die Manuskripte werden im Wehlauer Kreisarchiv in der Patenstadt Syke deponiert. Hinweis für Familienforscher: Die Wehlauer Taufbücher 1835—1944, die Traubücher 1839—1944 und die Sterbebücher 1836—1944 befinden sich im Büro des Genealogen Hans Schinz, 1 Berlin 42, Furkastraße 80.

Zum besseren Verständnis der örtlichen Geschehnisse waren gelegentlich knappe Angaben über die allgemeinen Ereignisse erforderlich. Dagegen erübrigte sich die Beschreibung der Baudenkmäler (Kirche, Rathaus), weil diese in dem Werk von Dehio/Gall „Deutschordensland Preußen“, Deutscher Kunstverlag München-Berlin 1952, ausführlich dargestellt sind.

Allen, die durch Beiträge oder sonstige Mithilfe die Abfassung der vorliegenden Arbeit ermöglicht haben, danke ich herzlich, im besonderen folgenden Damen und Herren:

M. Borgmann, Bundesarchiv Koblenz, Elfriede Busse, Auguste Christian, Bruno Dame-
rau, Elly Didszus, Kurt Dieckert, Anna Feyerabend, Willy Helbing, Fritz Hellmig, Erna
Hoffmann, Franz Hoffmann, Karl Kossak, Heinz Kroll, Margret Kuhnke, Irmgard Liers,
Hugo Linck, Werner Lippke, Arthur Mews, Otto Meyhöfer, Oskar Olschewsky, Erna
Parczanny, Erika Pick, Ella Radtke, Rudolf Rosengart, Otto Schadewinkel, Hans Schenk,
Hans Schinz, Anna Steinicke, August Strehlau, M. Th., Hans Weißfuß, Dr. August Weller,
Erich Werbing, L. Willutzky.

Aus der Geschichte der Stadt Tapiau

Von Hans Schenk

Viele Teile Ostpreußens trugen bis 1945 jene Namen, die schon die frühesten Zeugnisse bewahren: Samland, Schalauen, Sudauen, Natangen. Sie entsprachen einer Gliederung der prußischen Stämme, die schon vor 2000 Jahren vollzogen war.

In der südöstlichen Ecke des Samlandes, an Pregel und Deime, liegt die Stadt Tapiau, von deren Entstehung und Geschichte nachstehend berichtet wird.



*Stich der Stadt und der Ordensburg
Tapiaw aus der Hartknoch'schen Chronik (1684)*

Die Prußen und der Ritterorden

Das Samland wurde noch vor 1000 Jahren von dichten Wäldern bedeckt, in denen Wisent, Elch, Bär, Wolf und viele andere Tiere lebten. Nur an der Küste und den waldfreien Ufern der Flüsse und Niederungen hatten Menschen ihre Heimstätten gefunden.

Wer waren diese Menschen?

Tacitus, ein römischer Geschichtsschreiber, er lebte 50 bis 120 n. Chr., schrieb eine „germania“, nicht aber eine „slavia“, nannte dieses Volk: Aestii. Wir nennen sie heute Prußen. Wir begegnen auch der Schreibweise Pruzzen. Sie gehören zu der baltischen Volksgruppe und sind mit den Kuren, Letten und Liven verwandt.

Sie werden als ein friedliebendes Volk beschrieben, das sich mit Bernsteinfischen und Ackerbau beschäftigte. Handwerklich hoch begabt, verstanden sie kunstvolle Knüpft Teppiche, Weben und Doppelweben sowie schöne Ofentöpfereien herzustellen. Die Kunst des Schreibens kannten

sie nicht. So ist ihre Sprache fast ganz untergegangen, und damit ist vieles von ihrem Leben unbekannt geblieben. Dem altpreußischen Wortschatz entstammen einige ostpreußische Mundartworte wie: Marjell, für Mädchen, Kaddig für Wacholder, Palve für trockenes Grasland, Zarm für Leichenschmaus, die sich bis in unsere Zeit erhalten haben.

In jener Zeit verließ die Deime den Pregel noch nicht an der uns bekannten Stelle. Sie floß aus dem Pregel unterhalb des Westrandes des Sanditter Waldes und an diesem entlang nach Norden.

Bei Hochwasser, wenn die Wiesen zwischen Pregel und Deime überschwemmt waren, konnte von der großen Flutbrücke (zweijochig) aus beobachtet werden, daß die Strömung dem alten Deimebett folgte, während der Teil zwischen Stadt und Klein-Schleuse fast oder ganz stromlos war.

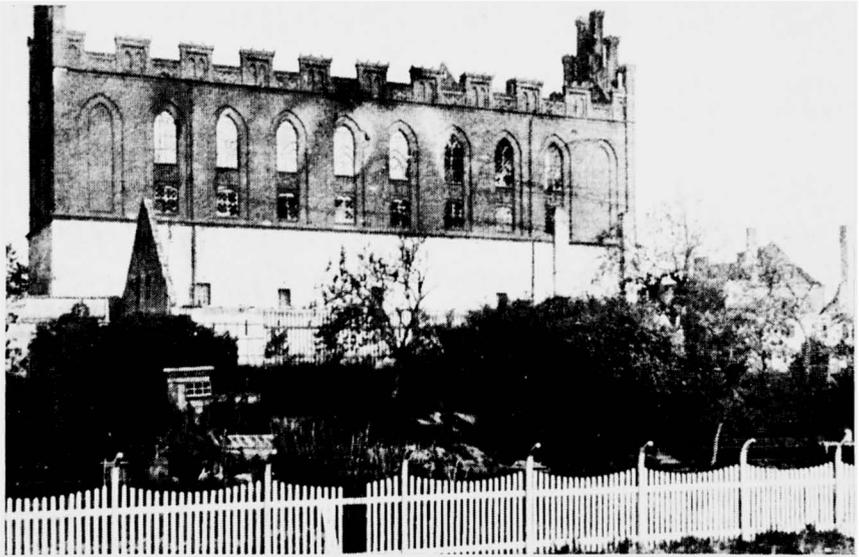
Von der Stadt aus auf den Pregel gesehen, fließt er von Süden auf die Stadt zu, macht hier einen fast rechtwinkligen Bogen und fließt weiter nach Westen.

Unweit dieses Bogens auf dem hohen nördlichen Ufer hatte sich der Edele Pruße Sapelle mit seinem Gefolge angesiedelt und eine Burg gebaut, die er Sugurbi nannte. Zwei parallel laufende Pfahlreihen, die mit Erdreich verfüllt waren, umschlossen ein weites Oval. Die Kronenbreite des Walles war so groß, daß im Falle einer notwendigen Verteidigung mehrere Reihen Kämpfer Platz hatten. Innerhalb des Wallringes standen die Unterkünfte für Menschen und Vieh.

Zeugen dieser frühgeschichtlichen Besiedelung sind mehrere Funde, die in und um Tapiau gemacht wurden. So wurden bei einer Pflasterung eine römische Kupfermünze aus dem Jahre 280 n. Chr., die vermutlich durch den Bernsteinhandel hierher gekommen war, auch ein durchlochtes Steinhammer gefunden. Bei Ausschachtungsarbeiten zu einem Brunnen am Prußenwall kamen ein tönernes Henkelkännchen, Reste eines größeren Gefäßes, zwei spiralförmige Bronzeringe, ein offener etwa 4 mm breiter Bronzering und ein griffelartiges Bronzestück zutage. Dieser Fund wurde bis Januar 1945 von mir aufbewahrt. Bei Kleinhof wurde ein eisenzeitliches Gräberfeld mit Skelettbestattung (300 bis 400 n. Chr.), in Koddien ein Gräberfeld mit römischen Münzen, in Imten ein Hügelgrab aus der jüngeren Bronzezeit gefunden. Eine ganze Reihe weiterer Funde in der näheren und weiteren Umgebung Tapiaus legt von der Besiedlung Zeugnis ab.

Der Edele Sapelle herrschte unabhängig von anderen altpreußischen Fürsten über das ganze Gebiet und war im Kriegsfall Führer aller in und um seine Burg ansässigen Männer.

Während seine Gefolgsmänner die Ländereien bewirtschafteten, ging er der Jagd nach, teils um frisches Fleisch zu beschaffen, teils um dem Wild, das viel Schaden an seinen Ländereien anrichtete, Einhalt zu bieten. Alle Wälder im Umkreis standen ihm zur Jagd offen, nur im



Die ausgebrannte Ordensburg 1914

südlich des Pregels gelegenen Wald durfte er nicht jagen, da dieser heilig war.

In welchem Jahre Sugurbi entstand, ist urkundlich nicht belegt. Sie muß lange vor 1265 entstanden sein, denn bis zu diesem Jahr war Sapelle Herr der Burg.

Der Deutsche Ritterorden begann 1231 sein Missions- und Siedlungswerk, wobei es nicht ohne kämpferischen Widerstand der Prußen blieb. Wer sich nicht unterwarf und den Christenglauben annahm, wurde erbarmungslos niedergemacht und die Heiligtümer wurden zerstört.

Zu Sapelle war die Kunde gedrungen, daß sein Nachbar, der Edele Sklodo von Quednau sich unterworfen habe und ihm nichts geschehen sei. Als sich das Ordensheer pregelaufwärts Sugurbi näherte, unterwarf sich Sapelle willig, falls ihm und den Seinen das Leben und Eigentum gesichert sei. Er ließ sich taufen, gelobte dem Orden Treue, mußte dennoch seinen ältesten Sohn als Pfand ausliefern. Hierauf zogen sich die Ordensbrüder am Pregel entlang nach Königsberg zurück. In Sugurbi trat die alte Ruhe ein. Nach einem Bericht aus jener Zeit sollen Nadrauer, Schalauer und Sudauer, über den Abfall Sapelles erzürnt, mit einem großen Heer angerückt sein, um blutige Rache zu nehmen, wobei Sugurbi zerstört worden sei. Ein anderer Bericht sagt, daß nach der Übergabe der Burg an den Orden Sugurbi noch 30 Jahre bestanden habe.

Es blieb nicht aus, daß der harte Frondienst und der Glaube, daß die Not aus dem Zorn der alten Götter über den Abfall entstanden sei, immer wiederkehrende Aufstände hervorrief. Hierdurch wurde der Orden gezwungen, auch in der Nähe von Sugurbi einen festen Platz zu errichten, um neuen Unruhen besser begegnen zu können.

Der Hochmeister Arno von Sangershausen ließ am nördlichen Pregelufer eine Burg errichten, die auf dem Gelände des uns bekannten Forstamtes Tapiau 1265 fertig wurde.

Da Tapiau für den Orden als Umschlagplatz für weitere Eroberungszüge ständig wichtiger wurde, beschloß er, eine neue größere Burg zu bauen. Als Platz wurde das östliche Ufer vor dem Pregelbogen gewählt. Unter dem Komtur (Verwalter mehrerer Ordensgüter) Ulrich von Baier wurde mit dem Bau 1280 begonnen. Da geplant war, in ihr einen Konvent unterzubringen, wurde sie groß und geräumig angelegt.

Bis in der Nähe eine Ziegelei errichtet war, brachten Wittinnen auf dem Pregel Ziegel und Baumaterialien heran. Erfahrene Bauhandwerker kamen auf dem gleichen Wege, die Hilfskräfte mußten die Prußen stellen.

Das ganze Burggelände umschloß eine massige Mauer mit Türmen an den vier Ecken. Die Vorburg, der größere nördliche Teil, umschloß den Burghof. Im südlichen Teil erhob sich das Schloß mit Keller, Erd- und Hauptgeschoß, in dem sich die Wohnungen des Komturs und Hauskomturs befanden. 1290 war der Bau vollendet. Es ist erstaunlich, welche ungeheure Arbeit in der zehnjährigen Bauzeit geleistet wurde. Hinzu kommt, daß von dem Pregelbogen bis zur Deime (alte Deime) ein Graben ausgehoben und die Burg hufeisenförmig mit einem Burggraben umfaßt wurde. So war sie allseitig vom Wasser umschlossen, und nur eine Brücke führte zum jenseitigen Grabenufer.



*Das Ordensschloß
nach seiner
Wiederherstellung*

Die Burg ist im Laufe der Jahrhunderte zum großen Teil verfallen. Erhalten geblieben war der nördliche Teil der Hauptburg mit dem Erd- und Hauptgeschoß und die Keller des Nord- und Südflügels. Sie sind auf Granit- und Ziegelmauerpfeilern mittels runder Kreuztonnen gewölbt. Ein Teil unter dem Nordflügel hat ausnahmsweise schweres Kreuzgewölbe. Nach dem Zug der Keller zu urteilen, müssen Nord- und Südflügel ein Wehgangsystem und über Dach selbständig ausgebildet gewesen sein. Ost- und Westflügel lagen dazwischen. In den noch vorhandenen Teil des Hochschlosses befindet sich das Schloßtor mit der hohen Fallgatterbahn. Im Scheitel derselben ist die Öffnung für die Aufhängekette sichtbar. Innen über dem Torbogen ragen Werksteine heraus, die verhindern sollten, daß das geschlossene Tor von außen aus den Angeln gehoben werden konnte. Durch den Torweg wird das Untergeschoß in zwei ungleiche Hälften geteilt. Rechts bleibt ein kurzer zwei-jochiger Raum, links zwei Säle von je drei Jochen. Durch nachträgliche Verputzung ist die Lage der Fenster und Türen nicht zu erkennen. Die Stützen und Gewölbe sind vielfach zerstört und mit Mauerwerk verblendet.

In den beiden links befindlichen Räumen sind zwei achteckige Granitsäulen erkennbar, deren Kapitäl in breite viereckige Teller übergehen. Von den Ecken und Mitten gehen Gewölberippen aus, die an den Ecken gut anschließen. Die Mitten mußten mit kleinen Stützkonsolen an die Kapitälenteller angearbeitet werden. Das Wölbprofil ist derb altertümlich. Hier findet sich erstmalig bei einem Erdgeschoß schweres kellerartiges Gewölbe auf profilierten Rippen.

Das Hauptgeschoß war ursprünglich vom Kreuzgang aus zugänglich. Heute gelangt man durch zwei Treppenhäuser hinauf. Auf der Mitte lag ein quadratischer Raum mit Tonnengewölbe ganz schmucklos, zur Hofseite mit einer Tür. Raumabteile zu beiden Seiten bestanden aus je zwei kleinen und einem größeren Gemach. Nach ihrer Lage und Bauart sind sie als je eine Wohnung der Gebietiger anzusehen. Zwei fast gleiche Gebietigerwohnungen sind im Hochschloß der Marienburg gefunden worden. Der Fund in Tapiaw ist daher sehr von Bedeutung.

Die andere Wohnung ist, weil viel einfacher, als Wohnung des Hauskomturs anzusehen. Der Vorraum, der dem Treppenhaus weichen mußte, ist mit zwei Kreuzgewölben überdeckt. Die Tragsteine der Rippen haben einfache halb achteckige Form. Mit den hohen, schlanken Fenstern wirken die Räume sehr stattlich.

Das auf der Westseite gelegene Wohnrevier gehörte ohne Zweifel dem Komtur, bestehend aus drei Gemächern: zwei schmalen und einem fast quadratischen. Der schmale mittlere Raum war Vorraum und Eintritt. Das Schlafgemach lag links, der Remter rechts.

Besondere Beachtung verdienen diese Räume wegen einiger Schmuckreste. Das schmale Gemach hat eine sehr hochliegende Wölbdecke und ein hohes kapellartiges Fenster. Die Tragsteine des Gewölbes sind